

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 89.

Samstag, 17. April.

1915.

(Schluß.)

Das adlige Freihaus.

Roman von Albert Petersen.

Nachdruck verboten.

Am nächsten Vormittag begab Fräulein Wilmsen sich zum Advokaten.

Hans Genhen saß gerade in seiner Schreibstube und las freudig in der Zeitung den Bundesbeschluß vom 17. September, daß die deutschen Staaten die Herzogtümer Schleswig-Holstein gegen etwaige Übergriffe und Angriffe der Dänen mit den geeigneten Mitteln schützen wollten.

Als Grethenfraude eintrat, erhob er sich und bot ihr einen Stuhl. Er hatte seit seiner Studentenzeit eigentlich eine leise Abneigung gegen die „napoleonfreundliche“ Familie Wilmsen, und mit kühler Höflichkeit fragte er nach Grethenfraudes Wünschen.

Sie setzte ihm ihren Plan auseinander und bat ihn um Vorschläge.

„Ein gutes Werk, Fräulein Wilmsen“, sagte er, „ein segensreiches Werk. Und die gesellschaftlichen Formalitäten werden leicht zu regeln sein.“

Als Grethenfraude nach einer halben Stunde die Advokatenstube verließ, war die Zukunft des adeligen Freihauses entschieden.

Sie atmete auf; das war geschehen, konnte nicht rückgängig gemacht werden, und mochte der alte Vetter Friedrich auch noch so toll schimpfen, daß die Gicht und alte Jungfern die dumme Einrichtung auf Erden seien.

Ein fast fröhlicher Zug lag über Grethenfraudes Gesicht, als sie jetzt in die Langenbarmstraße einbog.

Aus Tilde Tiedemanns Häuschen trat gerade Namerich Waschwief.

„Nun, wie geht's?“ fragte Fräulein Wilmsen in ihrer freundlichen Art.

„Ach, ach, mich geht das gut“, antwortete die Alte, den grauen Kopf wiegend, „aber da binnen —. Trurig, bannig trurig.“

Und Namerich Waschwief weinte bitter über ihre Nachbarin, mit der sie seit Jahrzehnten in kampfreicher Freundschaft lebte.

Grethenfraude trat in die kleine Stube. Tilde saß geduckt im Lehnstuhl und starrte vor sich hin. Sie schien die Eintretende gar nicht zu bemerken.

„Guten Tag, Tilde“, grüßte Grethenfraude, „was fehlt dir denn?“

Tilde horchte auf. Sie erkannte Fräulein Wilmsen und rief, schrie: „Wo ist er? Wissen Sie was von ihm? Wo — wo?“

Grethenfraude senkte den Kopf. „Ich weiß nicht, Tilde.“

Die Alte brach in Tränen aus.

„Aber Tilde, warum glaubst du denn gleich das Schlimmste? Warte nur, er will erst weiterstreben, und wenn er sein Ziel erreicht hat, dann wird er wiederkommen.“

Grethenfraude glaubt selbst nicht, was sie da sagt, aber sie sieht, wie die alte Frau sich aufrichtet, wie ihre Augen plötzlich strahlen.

„So? Meinen Sie das? Ja, wenn Sie das sagen! Ja, ich weiß, er wird wiederkommen, ganz reich, und dann wird er das — Freihaus kaufen. Ach, Fräulein, ja, dann verkaufen Sie ihm das doch? Ja, das tun Sie“, und ohne auf Antwort zu warten, fährt Tilde Tiedemann im Selbstgespräch fort, „ja, das adlige Freihaus. Und ich werde bei ihm wohnen — oder er nimmt sich eine schöne Frau — und dann — wie wird Namerich Waschwief sich ärgern.“

Grethenfraude starrt die Alte an. Redet sie wirr? Und ist es ihr größter Triumph, daß die Nachbarin sich ärgern wird, die eben so bitterlich über Tildes Zustand weinte?

„Eine seltsame Welt“, denkt Grethenfraude.

Genning Tiedemann stand zornrot hinter dem Ladentisch. So etwas mußte man sich bieten lassen! Dieser dumme Junge, eben zwanzig Jahre alt, dabei budlig und erst seit Ostern aus der Kaufmannslehre, sagte ihm, dem einstigen Leiter eines großen Geschäftes: „Na, wissen Sie, Tiedemann, freundlich sind Sie gerade nicht gegen die Kunden.“

Was ging den dummen Laffen das an. Er war ja zwar der einzige Nefse der Frau Mohr und würde sie wohl mal beerben, aber das gab ihm nicht solche Rechte.

Und Frau Mohr setzte den Jungen nicht zurecht? Gitt, daß ihr treuer Mitarbeiter so gekränkt wurde? Ja, die Witwe wurde alt, das war es. Sie mochte keine „Spektakelie“ leiden und schwieg.

Aber in Genning kochte es.

„Ich hätte mich schon längst nach einer anderen Stellung umsehen müssen“, murmelte er grimmig, „verfibt man hier seine guten Jahre.“

Doch der Born verbrauchte, und Genning Tiedemann blieb, blieb Wochen, Monate und die Zeit ging dahin.

An einem Morgen im Februar mußte Genning allein im Laden stehen. Witwe Mohr hatte das Bett nicht verlassen, sie fühlte sich matt und klagte über heftige Brustschmerzen.

Er schickte sofort zum Arzt. Die Alte tat ihm leid, und dann — was sollte werden, wenn sie nicht mehr wäre?

Der Arzt konstatierte eine heftige Erkältung. Genning atmete auf.

Aber seine Hoffnung sollte doch nicht in Erfüllung gehen. Frau Mohr verließ gegen den Willen des Arztes zu früh das Bett, ihr Zustand verschlimmerte sich, und eines Tages mußte Genning Tiedemann, daß der Nefse der Witwe das Geschäft übernehmen und ihn fortzuschicken würde.

Und er zählte seine kleinen Ersparnisse und rüstete sich mutlos zu neuem Wandern.

Aber durch das meerumschlungene Land zitterte schon die bange Erwartung der kommenden Ereignisse. Wird der Kopenhagener Böbel den König zwingen, die Herzogtümer zu vergewaltigen? Werden die Schles-

wig-Holsteiner zu den Waffen greifen müssen? Und wo Henning anfragte, wurde ihm geantwortet, man wolle erst abwarten, was geschehe, man könne sich in dieser Zeit der Ungewißheit nicht neue Arbeitskräfte nehmen.

Seine Ersparnisse schmolzen in diesen Tagen des nutzlosen Suchens immer mehr dahin, und endlich entschloß er sich nach langem Kampfe gegen seine Eitelkeit, nach Gardby zu seiner Mutter zu fahren.

Nachdem er in Meldorf, der alten Hauptstadt des einstigen Bauernfreistaats Dithmarschens, vergeblich von Baden zu Baden gegangen war, stieg er in die Postkutsche.

Auf den Feldern grünte die junge Saat, weiße Lämmer tollten um die Mutterische. In der klaren Frühlingsluft jauchzten die Vögel.

Aber keine Frühlingslieder wurden laut. Statt des anmutigen „Klingelrangelrosen“ sangen die Kinder: „Schleswig-Holstein meerumschlungen...“

Und als die Postkutsche in Gardby einfuhr und Henning Tiedemann beim Anblick der altbekannten Gassen und Häuser kaum seine Erregung zu unterdrücken vermochte, herrschte im Städtchen lebhaftes Treiben. Die Bürger standen eifrig redend in Haufen, die Jungen zogen singend umher.

„... wankte nicht, mein Vaterland...“

Die provisorische Regierung war gebildet, die Herzogtümer nahmen den Fohdehandschuh der Dänen auf. Henning war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um sich von der allgemeinen Begeisterung fortreißen zu lassen.

Er sprang aus der Postkutsche und eilte durch die Straßen. Niemand achtete auf ihn.

Tilde Tiedemann sah wie immer teilnahmslos in ihrem Lehnstuhl, als die Tür aufgerissen wurde.

„Mutter —“

„Wer — Henning, Henning — bist du es?“

Der Mann hatte sich an der alten Frau Brust geworfen, und das Ruden seiner Schultern verriet, daß er weinte.

„Henning, mein Henning.“

Doch als er immer noch nicht seiner überwiegen Stimmung Herr werden konnte, erhielten Tildes Augen einen seltsam mißtrauischen Ausdruck und schließlich machte sie sich von seiner Umarmung los und sagte: „Du — sag mal, wieviel Vermögen bringst denn nun mit? Kannst das Freihaus nicht mehr kaufen, denn da hat die Wilmsen so'n Stift für arme Gardbyer aus gemacht. Aber kannst dir so'n Gartenhaus bauen lassen, als die Wilmsen jetzt in wohnt?“ Der Sohn zuckte zusammen.

„Nein, Mutter, ganz reicht es nicht. Ich will dich nur mal besuchen. Dann geht's wieder in die Welt.“

Tilde hatte sich wieder in ihren Lehnstuhl gesetzt.

„Also doch nicht. Na, denn kann Raversch Waschwief ja weiter schwadr'nier'n. Weg willst wieder? Nicht bei dein Mutter bleiben?“

„Einige Tage, Mutter“, antwortete Henning gequält, „einige Wochen vielleicht — vielleicht.“

Tilde Tiedemann starrte wieder vor sich hin mit weitgeöffneten leeren Augen.

Jetzt erst bemerkte Henning, wie sehr seine Mutter sich verändert hatte. Mit einem Anflug von Bärtlichkeit fragte er: „Wie geht es dir, Mutter.“

Sie nickte nur.

Im Städtchen hatte man jetzt so viel wichtigere Angelegenheiten zu erörtern, daß man sich um Tiedemanns Rückkehr kaum kümmerte. Vielleicht wollte er ja nur noch schnell seine alte Mutter begrüßen und dann nach Mendsburg reisen, um sich der provisorischen Regierung zur Verfügung zu stellen. Es waren ja schon andere aus diesem Grunde angekommen, und Advokat Gentzen war schon abgereist. Man sprach auch davon, daß Männer bis zum fünfzigsten Jahre als Soldat eingezogen werden sollten.

Auch Henning hatte das wilde Gerücht gehört. Im ersten Augenblick dachte er: Das wäre recht. Was liegt mir an diesem armseligen Leben. Und besser einen

Tod für die Heimat, als wenn man sich selbst schließlich verzweifelt das Leben nimmt. Denn so kann es nicht weitergehen. Also —. Dann aber regte sich seine angeborene Angstlichkeit, gewann die Feigheit die Oberhand. „Wenn der Feind mit dem Kolben nach dir haut? Oder eine Dragonerplenpe dir über den Schädel kauft.“

Und wenn in den nächsten Tagen die Mutter ihn mit ihrem „albernen Schnad“ quälte oder Raversch Waschwief ihn mit fräntend wissenden Augen ansah, schlich Henning sich wohl nach dem Hasen, stand lange an der Quaimauer und flüsterte: „Augen zu — hinein!“

Plötzlich schien ihm der Gedanke so verlockend, daß er sich jäh abwenden mußte, um den Entschluß nicht auszuführen.

Da — ein vielstimmiger Schrei — ein gurgelndes Plumpsen — einer der Jungen war in den Hasen gefallen.

Henning Tiedemann durchzuckte es — er dachte nicht daran, den Jungen zu retten — Augen zu — hinein!

Wieder ein Klatschen des Wassers, wieder ein Schrei. Auf einem der nächsten Halligewer sprangen Schiffer und Schiffsjunge aus der Kajüte, machten das Deiboot los, und gelangten mit einem Stoß zur Unglücksstätte.

Da kam der Knabe hoch. Ein Griff, und der stämmige Schiffer zog den triefenden Körper ins Boot.

Da — jetzt hatte er auch Tiedemann gepackt. Mit Hilfe des Schiffsjungen wurde auch der gerettet.

Am Hasen hatten sich schon Leute angesammelt. Man half den Rettern. Als Tiedemann auf Deck des Ewers lag, bemerkte man, daß er blutete. Er mußte während des Sprunges gegen einen Eisenring in der Quaimauer geschlagen sein. Ein Arzt eilte herbei, untersuchte.

Stoßwunde harmlos, aber mehrere Brüche des Oberschenkels. Durch Gardby aber eilte die Kunde: „Henning Tiedemann hat mit eigener Lebensgefahr einen Knaben retten wollen und ist dabei schwer verletzt.“

Während er im Hause seiner Mutter auf dem Schmerzenslager wochenlang lag, pflegte Tilde ihren Sohn mit seltsamer Geduld. Sie hatte sich plötzlich wieder verändert, war wieder lebhaft und rüstig geworden. Der ganze Ort sagte ja: „Henning ist ein braver Kerl!“ Und selbst Raversch Waschwief meinte: „Ja, dat mut id segg'n dat harr ik dien Henning nicht totrot, alle Achtung, Tilde, dat is düchdi.“

Allmählich wurde auch bekannt, daß Henning ganz mittellos nach Gardby zurückgekehrt war. Und als er nach langen Wochen zum erstenmal wieder ausgehen konnte, sah jeder, daß er sein Leben lang ein Krüppel bleiben würde.

Auch Fräulein Wilmsen erfuhr ihres einstigen Spielgenossen traurige Lage. Sie sprach mit Tilde darüber. Und wenn die Alte sich erst auch nicht mit dem Gedanken befreunden konnte, ihr Häuschen zu verlassen, so mußte sie doch einsehen, daß sie selbst zu alt sei, um noch für ihren Sohn zu sorgen. Im Freihaus aber waren Köchin und Krankenpflegerin, und Tilde nahm dankend an, als Fräulein Wilmsen ihr anbot, sie solle mit Henning ins adlige Freihaus ziehen.

Henning zog die Stirne kraus, als seine Mutter ihm Greihenfraudes Vorschlag berichtete. So — so sollte er nun ins Freihaus kommen! — — —

Die Stürme der Jahre 1848 bis 1851 sind über das meerumschlungene Land dahingebraust. Die Preußen und Österreicher zogen siegreich durch Schleswig-Holsteins Städte und Dörfer. Friede und Ruhe herrschten wieder an Nordsee und Ostsee, in den Marschen und auf der Geest.

Von den Watten her weht der frische Hauch über die Küste, springt über die grünen Deiche und rauscht in den Bünden der Gärten, des Freihausparks und des Kirchhofs.

Novemberregen wischte aus so manchem Grabstein die Inschrift, helle Frühlingssonne lockte auf neuen Gräbern Primeln und Schneeglöckchen hervor. Und die Drossel singt den Toten ein heiteres Lied von Lenz und Leben.

Vor der Haustür des Freihauses hocken die alten Frauen mit dem Stricktrumpf, plaudern und freuen sich der sorglosen Ruhe und des wärmenden Sonnenscheins.

Durch die schattigen Steige schreitet schwerfällig am Krückstock ein alter Mann. Ein weltfernes Träumen liegt in seinen Augen. Er denkt an alte Zeiten, träumt die Träume seiner Jugend — vom stolzen Prinzen im langwallenden Mantel, auf hohem Rosse. Vom goldlockigen Prinzchen. Ein stillzufriedenes Nücheln liegt auf dem faltendurchfurchten Gesicht. Die Kraft seiner Träume verjagt das Grübeln über Fehlritte und zerstörte Hoffnungen.

Über der breiten Haustür des adligen Freihauses aber grüßt gastlich und verheißend:

„Walden-Wilmsen-Stift.“

— Ende. —



Wir haben ruhig abgewartet, bis auf uns losgeschlagen wurde, und ich glaube, wir haben wohl daran getan, uns so einzurichten, daß wir die Angegriffenen blieben und nicht die Angreifer waren. Bismarck.

„Der Landsturm“.

die erste deutsche Feldzeitung in Frankreich.

(Von unserer Berliner Redaktion.)

Im September 1914 hatte der Gefreite Berger der in Bouziers liegenden dritten Kompagnie des Landsturm-Bataillons Nr. 1 (Leipzig) auf einer beschlagnahmten französischen Schreibmaschine ein dienstliches Verzeichnis herzustellen. Da es sich um etwa 300 Abzüge handelte, die Maschine aber oft versagte, kam er auf den Gedanken, die Vielfältigungen durch Druck zu bewirken. Hierzu bot sich in der Druckerei der Zeitung „L'Impartial de Bouziers“ Gelegenheit, deren Einrichtung allerdings arg verschmutzt und zum Teil auch vernichtet war. Die für die Drucklegung erforderlichen technischen Hilfskräfte, mehrere Leipziger Buchdrucker, wurden von der Kompagnie gestellt. Es gelang, binnen kurzem Ordnung in der Druckerei zu schaffen und die Verzeichnisse durch Buchdruck herzustellen.

Bei einer Unterredung mit dem Kompagnieführer, Oberleutnant Schrömbgens, gab Berger scherzhaft dem Gedanken Ausdruck, eine Zeitung herauszugeben und sie mit dem vorgefundenen Schriftgut an Ort und Stelle zu drucken.

Sein Gedanke fiel auf fruchtbaren Boden, denn die Offiziere der 3. Kompagnie nahmen sich der Sache gern und mit Eifer an, das erforderliche Personal für die Herstellung des Blattes, das den Namen „Der Landsturm“ erhielt, wurde ihm zur Verfügung gestellt und der Betrieb in den Druckerräumen des „Impartial“ eröffnet.

Die Schriftleitung liegt in den Händen der Offiziere der 3. Kompagnie, Oberleutnant Schrömbgens und Meyer, sowie Leutnant Singer, die das eingehende Material sichten, druckreif machen und auch selbst die Zeitung mit Beiträgen unterstützen. Die Geschäftsführung und den Verlag besorgt der Gefreite Berger, der auch in Gemeinschaft mit den Landsturmeuten Rauch, Vogt und Karl Ludwig die Setzarbeit und den Druck bewirkt.

Da das französische Buchstabenstern in verschiedenen Punkten von dem unsrigen abweicht, ergaben sich in der ersten Zeit bei der Herstellung des Druckes Schwierigkeiten. Es fehlte u. a. an den Buchstaben h, l, R, J, w, die in der deutschen Sprache weit häufiger vorkommen als in der französischen und die erst aus anderen französischen Druckereien in ausreichender Zahl beschafft werden mußten. Die Buchstaben ä, ö, ü, die überhaupt nicht vorhanden waren, wurden durch ae, oe, ue ersetzt. Außerdem haben die französischen Satzlasten eine andere Kähreinteilung als die deutschen, auch tragen die französischen Typen abweichend von den unsrigen die Signatur an der Kopffelle.

Von den beiden vorgefundenen Druckpressen war die eine eine alte Schnellpresse, die von Hand gedruckt werden muß, die zweite eine Tiegeldruckpresse mit Fußantrieb.

Das Zeitungspapier wurde zunächst den in den verlassenen Druckereien vorgefundenen Beständen entnommen; als diese erschöpft waren, bezog man deutsches Papier aus einer Kölner Fabrik.

Ursprünglich sollte wöchentlich eine Nummer herausgegeben werden; dies hat sich aber nicht ganz verwirklichen lassen. Die erste Nummer wurde am 11. 10. 1914 unter dem Zeichen der Markbereitschaft gedruckt. Bis zum 8. November erschienen fünf Nummern in regelmäßigen Zwischenräumen in Auflagen von 3000 bis 8000 Stüd. Nr. 6 sollte die Abschiedsnummer von Bouziers sein, da die Kompagnie Befehl erhalten hatte, nach einer kleineren Ortschaft in der Nähe der Front abzurücken, wo alle Vorbedingungen für den Fortbestand des Unternehmens fehlten. Die Zeitung hatte sich indessen in der kurzen Zeit ihres Bestehens zahlreiche Freunde erworben, die alle Hebel in Bewegung setzten, um das Weitererscheinen des Blattes zu ermöglichen. Auch der Kronprinz von Sachsen, der dem „Landsturm“ von Anfang an lebhaftes Interesse entgegengebracht hatte, unterstützte diese Bestrebungen, so daß es gelang, alle Schwierigkeiten zu überwinden. Da die Felddruckerei in der Folge fortgesetzt zahlreiche dienstliche Druckaufträge erhielt, die mit Vorrang erledigt werden mußten, konnten bis zum 1. April 1915 erst fünf weitere Nummern erscheinen, die letzte — Nr. 10 — hatte eine Auflage von 13 000 Stüd.

Die Zeitung erfreute sich von Anfang an größter Beliebtheit bei den Heeresangehörigen. Von den ersten Nummern mußten in Leipzig Nachdrucke veranstaltet werden, um den fortgesetzt einlaufenden Nachbestellungen entsprechen zu können.

Das Verbreitungsgebiet des „Landsturm“ ist nicht auf den westlichen Kriegsschauplatz beschränkt geblieben, er hat noch zahlreiche Leser auf dem östlichen Kriegsschauplatz und im Reich. Aber auch in Österreich, der Schweiz, den Niederlanden und Amerika gibt es manchen Freund dieser vortrefflichen Feldzeitung.



Aus der Kriegszeit.

Vom guten Soldatenstiefel. Daß der preussische rindlederne schwarze Infanteriestiefel unübertroffen ist und den mannigfaltigsten Ansprüchen und Witterungen am besten Genüge leistet, das ist das Resultat der im jetzigen Kriege gemachten Erfahrungen über das zweckmäßigste Schuhwerk für den Soldaten, wie Oberarzt Dr. Glasewald in einem Aufsatz über wasserdichte Fußbekleidung und Erfrierungen in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift mitteilt. Der Infanteriestiefel muß allerdings von dem Träger richtig angewendet werden, denn bei Benutzung zu dicker Lagen von Strümpfen und Fußklappen wird die Blutzirkulation herabgesetzt und damit die beste Vorbedingung für ein Erfrieren des Fußes geschaffen. Gegen das Erfrieren der Füße glauben sich nun unsere Soldaten am besten durch wasserdichte Stiefel schützen zu können. Diese große Wertschätzung des wasserdichten Stiefels ist aber ein Irrtum, denn bei völlig wasserdichter Fußbekleidung ist die Gefahr der örtlichen Erfrierung größer als bei einem durchlässigen Stiefel. Die große Mehrzahl der im Gebrauch befindlichen Militärstiefel, auch der größte Teil derer, die für wasserdicht gehalten werden, ist nun aber freilich nicht wasserdicht. Entweder bestehen sie aus einem etwas porösen Leder, das nur bis zu einer gewissen Zeitdauer der Durchtränkung standhält, oder aber, wenn sie aus undurchlässigem Leder gearbeitet sind, haben sie an den Nähten und am Sohlenansatz kleine Löcher. Die wirklich wasserdichten Stiefel aus Leder oder aus Gummi, mit oder ohne Ausfütterung durch Schweinsblase können freilich viele Tage lang im Wasser stehen, ohne daß ein Tropfen Feuchtigkeit ins Innere dringt. Aber dieses Stiefelideal an Wasserdichtigkeit hat beim Gebrauch schwere Nachteile. Im wasserdichten Stiefel bleibt der beim Marsch durch die Ausdünstung naß gewordene Fuß sehr viel länger naß als im durchlässigen; eigentlich müßte er dauernd naß bleiben, da ebenso kein Wasser von ihm heraus kann, wie keins von außen herein. In Wirklichkeit wird aber die Feuchtigkeitsmenge allmählich doch durch

die zwischen Fuß und Stiefel liegenden Schichten von Wollgewebe aufgesogen. Sodann stellt wasserdichtes Leder ein viel dichteres Gewebe dar und enthält fast gar keine luftgefüllten Spalträume; deshalb wird der zwischen Stiefel und Fuß liegende Raum allmählich immer luftärmer und wasserreicher und leitet die Wärme besser. Die äußersten Strümpfschichten frieren in solchen Stiefeln leichter zu Eis, und ein tägliches oder wenigstens häufigeres Wechseln der Strümpfe und Stiefel nicht möglich ist, bedeutet der wirklich wasserdichte Stiefel direkt eine Gefahr. Das zeigt sich auch besonders bei Verwundeten, die ja oft mehrere Stunden im Freien in der Kälte liegen bleiben.

Kriegszeiten in England einst und jetzt. Es ist ein Lieblingswort der Engländer, daß es eine alte Überlieferung des britischen Lebens sei, nach der sich der Sohn Albions um die Kriege seines Landes nicht viel kümmert, sondern „alles wie gewöhnlich“ weiter gehen muß. Wenn sie also in diesem Weltkriege in ihrer gleichgültigen Ruhe verharren, so täten sie nichts, als daß sie „dem ehrenvollen Beispiel der Vergangenheit folgten“. Ein Mitarbeiter der „Times“ beschäftigt sich mit diesem verhängnisvollen Grundsatze des Durchschnitts-Engländer und sucht ihn in seiner Sinnlosigkeit für die heutigen Verhältnisse nachzuweisen. „Daß wir die furchtbare Schwere der Kriegsführung bisher mißachtet haben, ist leider nur zu wahr. Es ist falsch, die Ereignisse irgendeiner früheren Zeit anzuführen, um damit die heutige Saumseligkeit unserer Landsleute zu entschuldigen oder ihren Leichtsinns zu rechtfertigen. Der Kampf, in dem wir uns heute befinden, ist ohne Parallele in unserer ganzen Geschichte, und wenn wir den Wohlstand, ja sogar nur das Fortbestehen unseres Reiches sichern wollen, so müssen wir den Wahnsinn unserer Vorfahren vergessen und unsern Söhnen eine bessere und kräftigere Überlieferung hinterlassen.“ Früher haben die Engländer wirklich so getan, als ob sie kein Krieg etwas anginge, und sie konnten es tun. In den napoleonischen Kriegen waren die zu Hause Geblichenen mit den Kämpfenden nur in einem entfernten und oberflächlichen Zusammenhang. Sport und Kunst bewahrten ihren Haupteinfluß auf die Stimmung des Landes. Selbst die, die auf dem Kontinent kochten, verbrachten die Ruhepausen mit Jagden und Pferderennen. Im Krimkriege herrschte in England dieselbe Gleichgültigkeit, dieselbe unbekümmerte Fröhlichkeit unter dem englischen Volke wie in den Tagen, da Britannien mit Napoleon um die Welt Herrschaft stritt. Weder in der Politik, noch im Geschäft, noch im Vergnügen machte es sich viel bemerkbar, daß zu gleicher Zeit sehr viele Landsleute auf den fernsten Schlachtfeldern für die britische Sache bluteten. Wären nicht schlimme Unglücksfälle eingetreten, hätten nicht die Mißstände in Verwaltung und Verpflegung laut zum Himmel geschrien, so hätte sich die Presse vielleicht mit all den Vorgängen überhaupt nicht viel beschäftigt. Die Politiker hatten ganz andere Dinge zu tun, als sich um die Schlachten viel zu kümmern; sie schlugen sich damals in innerpolitischen Streitigkeiten eifrig herum. Der führende Staatsmann Lord John Russell war „rastlos und rührig“ wie immer. Er kämpfte als Führer des Unterhauses mit aller Gewalt gegen die Regierung und beobachtete die kriegerischen Ereignisse nur, um mit ihrer Hilfe der Regierung ein Bein zu stellen. Er verfolgte alle möglichen Reformideen und wußte so viel Verwirrung und Unfrieden zu stiften, daß man ihm schließlich nur dadurch den Mund stopfen konnte, daß man ihm die Führung der Friedensverhandlungen in Wien übertrug. Während man sich in England um die Verfassung der Universität Oxford und ähnliches herumzankte, starben die englischen Soldaten in der Krim. Und wie in der Politik, so war es in der Literatur. Dickens und Thackeray waren die Größen des Tages; ihre Werke wurden mit Begeisterung verschlungen, und man war viel mehr heimisch unter den Gestalten ihrer Phantasie als in den furchtbaren Ereignissen der Gegenwart. Als gegen Ende des Jahres 1855 von Frieden gemunkelt wurde, da wurde dies Gerücht erstikt durch das Erscheinen von zwei neuen Bänden der „Geschichte Englands“ von Macaulay. Der Verleger konnte als einen noch nie dagewesenen Erfolg melden, daß 25 000 Exemplare sogleich verkauft waren, deren Gewicht 56 Tonnen betrug. Was bedeutete, mit der enthusiastischen Aufnahme dieses Buches verglichen, für das englische Publikum der Fall von Sebastopol? Die durch Macaulays Werk hervorgerufene Aufregung drängte die Ereignisse im Osten völlig in den Hintergrund. Und dazu war damals das erste Gemälde des Malers Leighton „Die Prozession der Madonna Cimabue durch die Straßen von Florenz“ zu sehen; es hing in der königlichen Akademie der Künste, und die Kritiker verkündeten, daß ein neuer großer

Künstler Britannien erstanden sei. Man hatte über diesen jungen Maler viel mehr zu reden, als über die Verhandlungen in Wien. Die größte Sensation aber war in dem Kriegsjahr 1855 der Sieg von Wild Dayrell im Derby, zu dem „ungeheure Mengen Reugieriger aus allen Teilen Englands strömten.“ Im Gerichtssaal jagte ein aufregender Mordprozeß den anderen. Die Zeit des Krimkrieges war „ein goldenes Zeitalter für die Verbrecher“, und besonders der Fall des Mörders William Palmer, der seinen Freund Cook ums Leben brachte, zog durch Monate die Aufmerksamkeit auf sich. Es war nur ein schwaches Echo, das vom Krimkrieg an die englischen Küsten drang. Die Engländer selbst waren nicht im Kriege, sondern nur das englische Heer, das ihnen recht gleichgültig war. Heute aber liegen die Verhältnisse nach der Ansicht des Verfassers ganz anders. „Wir kämpfen nicht um irgend einen Vorteil der auswärtigen Politik, sondern um unser Leben. Es ist nicht ein kleines Heer, das wir über den Kanal geschickt haben, sondern eine nationale Armee. Wenn wir unser Reich vor Zerstörung bewahren wollen, dann muß jeder seine ganze Energie und Kraft aufwenden. Wir müssen im klaren Bewußtsein der drohenden Gefahr die Wichtigkeit des Sports und der inneren Politik vergessen und erkennen, daß jeder, der sich seiner Dienstpflicht entzieht, jeder Arbeiter, der nicht genug Munition liefert, ein Hochverräter ist.“

Die Scarborough Klame macht. Scarborough, der Ort, der durch die Beschicung der deutschen Kreuzer weltberühmt geworden ist, besitzt die schöne Eigenschaft, auch dem Unglück eine gute Seite abzugewinnen. Wer hätte gedacht, als die Granaten auf die Häuser niederhagelten, daß dieser Eisenhagel einen Goldregen nach sich ziehen könne? Und doch hoffen dies die Leute von Scarborough sehr zuversichtlich. Ein Mitarbeiter der „Times“, der den Ort besucht hat, erzählt von diesen lockenden Zukunftsgeboten. Vorläufig ist der Fremdenbesuch in Scarborough allerdings sehr gering. Daß zu Weihnachten niemand hinkam, läßt sich begreifen, denn damals stand man noch ganz unter dem frischen Eindruck des deutschen Angriffes. Aber auch zu Ostern ist der Zufluß der Besucher sehr spärlich gewesen, denn die Vergnügungssreisenden haben Angst, daß die Deutschen ihren Ausflug wiederholen könnten. Aber geht es auch jetzt Scarborough schlecht und schimpft man hier auch weiblich auf die Regierung, die sich trotz der dringenden Forderung des Schadenersatzes bisher noch nicht gerührt hat, so erwartet man doch für die Zukunft goldene Berge und einen noch nicht dagewesenen Aufschwung der Fremdenindustrie. Wenn die Behörden die Scarborougher im Stich lassen, so müssen sie sich selbst helfen, und dazu sind sie eifrig an der Arbeit. „Die Zeit wird kommen“, schreibt der Mitarbeiter der „Times“, „da Scarborough einen ungeheuren Gewinn haben wird von den Unbilden, die es erleiden mußte. Besucher werden in Strömen herbeieilen, um die Zeichen zu sehen, die die Deutschen an dem Ort hinterlassen haben, die Löcher jener „deutschen Pöden“, die so vielen Gebäuden eingemppt sind“. Gedächtnistafeln werden an den Mauern angebracht und erinnern an die Ereignisse, die sich hier abspielten. Die Ausbesserungen der von den Deutschen verursachten Schäden sind so ziemlich durchgeführt; man sieht die neuen Ziegel an der Rückseite des Grand Hotel und die mehr oder weniger ausgedehnten Arbeiten, die in den Mauern anderer Häuser ausgeführt wurden. Damit diese Spuren nicht zu schnell verwischt werden, hat man in schönen Buchstaben angeschrieben, welch denkwürdiges Schicksal die alten Mauern erlebten. Die Stadt ist außerdem voll von „Trophäen“ in Form von Granaten und Granatstücken, dreißiglichen, sechsziölligen und eßziölligen, von denen die letzteren die gefuchtesten und am meisten bewundertesten sind. Als kostbarer Schatz werden in dem sichersten Verließ des Rathauses sechs vollständige Granaten aufbewahrt, zwei sechsziöllige und vier dreißigliche, die eines Tages gegen hohen Eintrittspreis einem schaulustigen Publikum gezeigt werden sollen. Mit Eifer vertiefen sich bereits Gelehrte und Bürger in dies denkwürdige historische Ereignis aus der Geschichte Scarboroughs, und der Stadt-Ingenieur hat eine sehr interessante Karte entworfen, auf der genau jede einzelne Stelle angegeben ist, die durch eine Granate ausgezeichnet wurde. Da gegen 600 Schüsse abgegeben wurden und die Beschicung nur 20 Minuten dauerte, so kommen 30 Granaten auf die Minute, und der Verlauf des Bombardements läßt sich auf der Karte, die ebenfalls eine Sehenswürdigkeit darstellt, genau verfolgen. So sorgt Scarborough schon jetzt für die Zukunft.